

# Es gibt noch Bauern in der Stadt



Guy Hoffmann

*Der alte Kuereshaff im Zentrum von Merl in den fünfziger Jahren*



© Familienarchiv Biren

Am 8. Januar 1920, also kurz vor der Eingemeindung von Merl-Hollerich in die Stadt Luxemburg, beklagt Batty Weber das bevorstehende Ende eines ihm lieb gewordenen allabendlichen Erlebnisses: vor die freie Aussicht auf seinem Nachhauseweg Richtung Merler Wiesen, „geradenwegs in den Himmel hinein“ (Weber, *Abreisskalender*), werde sich schon bald das neuentstehende Viertel (Neu-Merl oder Belair) schieben. Ein schmerzlicher Verlust. Man solle wenigstens nicht versäumen, ein Bild von dieser Aussicht auf das grüne Land aufzubewahren. Aber Batty Weber hadert nicht mit dieser Entwicklung, denn „in einer Aussicht können keine Leute wohnen“.

Schaut man heute, beinahe hundert Jahre später, da Merl ganz mit der Stadt verschmolzen ist und im Westen nicht mehr nur, wie zu Webers Zeiten, von Eisenbahnlinien, sondern auch von Autobahnen eingeengt wird, mit ähnlichem Bedauern auf die Zeit von Weite und offenem Raum zurück? Mit dieser Frage gehen wir in eine Merler Bauernfamilie, zu Gust Biren und seinem Sohn André, den letzten noch aktiven Bauern im Ort und beinahe auch in der gesamten Stadt. Wir wollen wissen, wie es sich als Bauer heutzutage in der Hauptstadt lebt und was früher, in den 50er und 60er Jahren, in Gust Birens Jugend also, anders war.

Folgt man der Merler Dorfchronik von Paul Medernach, so hat der Ort in seiner langen Geschichte von seiner Nähe zur Burg und zur Stadt wenig profitiert, man könnte sogar sagen: vor allem Nachteile zu erdulden gehabt. Vom Mittelalter bis zum Einmarsch der französischen Revolutionsheere 1794 wurde das Dorf immer wieder belagert und wiederholt zerstört. Ist auch heute die Nähe der Stadt, oder richtiger, die Zugehörigkeit zu ihr, für die Merler Bauern überwiegend nachteilig? Oder birgt sie auch Vorteile, eröffnet vielleicht dem Einzelnen und der Familie besondere Entwicklungsmöglichkeiten?

In der Kindheit und Jugend von Gust Biren gab es in Merl noch etwa ein Dutzend Vollerwerbsbetriebe sowie etliche Familien, in denen die Landwirtschaft nebenbei weitergeführt wurde. *„Merl war immer ein Dorf. Es war ja keine direkte Verbindung zur Stadt da, wie das heute ist. Früher stand von der Stadt kommend über weite Strecken kein Haus. Merl war abgegrenzt. Anders als zum Beispiel Hollerich, wo es schon in meiner Kindheit nur noch einen Betrieb gab, war Merl ein Bauerndorf.“* Man hat beinahe den Eindruck, dass Gust Biren heute selbst mit Verwunderung auf die Verhältnisse von damals zurückblickt. *„Wir haben damals, gleich 45, den ersten Traktor im Dorf bekommen. Ich selbst habe aber noch mit den Pferden gearbeitet. Pflügen, säen, binden, dreschen – all die Arbeiten wurden noch mit den Pferden gemacht, da es die Maschinen für die Traktoren ja noch nicht gab.“*

Aber in einem anderen Bereich war der Familienbetrieb schon früh auf moderne Technik angewiesen, nämlich bei der Milchwirtschaft. Es wurde nach dem Krieg schwierig, die Kühe durch den Ort zu treiben, darum brachte man die Melkanlage zu ihnen auf die Weide – mit einem Wagen, auf dem ein Kompressor installiert war. Überhaupt machte der zunehmende Autoverkehr hier in der Stadt den Bauern das Recht über die Straße früher und nachdrücklicher streitig als andernorts. Es gab allerdings auch Bauern, die dieses Recht länger verteidigten, die zweimal am Tag ihre Kühe über die *Lonkecher Strooss* trieben und die Tram zum Stehen brachten.



Guy Hoffmann

Gust Biren

Die Stadtnähe hatte damals aber auch unbestreitbare Vorteile. Gust Biren erzählt vom mobilen Milchverkauf. Er selbst lieferte als Junge mit einer Kutsche die Milch bei den abonnierten Kunden aus. Etliche Merler Familien machten solche Milchtouren in der Stadt oder in den Außenbezirken. Diese Touren mussten „gekauft“ werden, die einzelnen Lieferanten waren in genau umschriebenen Bezirken tätig. Im Herbst wurden außerdem Kartoffeln in die Stadt geliefert. Damals lagerten die Leute noch Kartoffeln ein – pro Kopf rechnete man mit der heute erstaunlichen Menge von einem „Mahler“ (= Malter; hier sind damit zwei Doppelzentner gemeint)! Und Gust Biren erinnert sich noch an die Worte seines Vaters: *„Das Kartoffelgeld war sicheres Bargeld, das ins Haus kam“* – eine Nebeneinnahme, auf die Verlass war.

Merl war demnach in den ersten Nachkriegsjahrzehnten noch ein richtiges Bauerndorf, wenn auch eines, das schneller wuchs und sich durchgreifender veränderte als andere. Inzwischen sind nicht nur die Betriebe, sondern auch die alten Bauernhäuser verschwunden. Sie haben modernen Residenzen oder öffentlichen Bauten Platz gemacht.

Verschwunden ist so auch seit langem der alte Hof der Familie Biren, der Kueres Haff, der im Dorfkern, nicht weit von der Kirche, gestanden hatte. Nach einem Brand im Jahr 1960, bei dem Ställe und Scheunen zerstört worden waren, wurde er abgerissen. Der Vater, Edmond Biren, habe damals eigentlich wieder aufbauen wollen, sich dann aber überzeugen lassen, dass es vernünftiger sei, die Dorfmitte zu verlassen. Es sei ja auch für die Nachbarn nicht immer angenehm gewesen – insbesondere

der Geruch der Schweine, die die Familie schon in großer Zahl hielt. Die Gemeinde, die froh war, die Bauern aus dem Dorf zu bekommen, habe bereitwillig mit dem Vater ein Stück Land getauscht, damit der Betrieb sich außerhalb des Ortes – jenseits der Barriere – neu ansiedeln konnte.

Am neuen Ort konnte man größer und moderner bauen – einen Stall für mehrere hundert Schweine und eine moderne Milchabsauganlage für 36 Kühe. *„Da hat man gemeint, wunder was das wäre – 36 Kühe! Aber es hat ja nicht lange gehalten, da hat das auch nicht mehr gereicht.“*

Von Bedauern über den Verlust des alten Hauses ist bei Gust Biren also nichts zu bemerken. Der Umzug brachte vielmehr in jeder Hinsicht große Erleichterung. Und das Haus selbst? Häuser, die weit älter waren als der Kueres Haff, wurden nach und nach abgerissen. Damals, und noch bis vor gar nicht langer Zeit, habe man nicht darüber nachgedacht, ob die alten Bauernhäuser erhalten werden müssten.

Die Zeiten, in denen ein Betrieb sich frei und ungeniert am Rand der Ortschaft entfalten konnte, sind inzwischen ebenfalls vorbei. Der Plan der Familie, einen noch größeren und moderneren Schweinestall zu bauen, rief Anfang der 80er Jahre bei den Bewohnern von Helfenterbrück Proteste hervor. Und die Nachbarn im Dorf selbst nahmen immer mehr Anstoß an dem Jauchegestank, dem sie von Zeit zu Zeit ausgesetzt waren. Selbst im Konservatorium habe es dann geheißt *„Der Biren hat wieder Piff ausgebracht.“* Es sei nicht mehr viel Verständnis für die Bauern da. Die Gemeinde Luxemburg habe andere Interessen, bei denen die Bauern nur stören, und die Leute selbst – *„die wollen zwar alle auf*





André Biren



Tom Biren

*dem Land leben, aber wenn sich eine Fliege in der Küche zeigt, sind sie schon nicht mehr froh."*

Darum hat die Schweinezucht bei Birens schließlich den Reitpferden Platz gemacht. Eine Pferdepension passt besser in die Nähe der Stadt. Mit dieser Umstellung knüpfte man sogar an eine Familientradition an, denn schon der Großvater und der Urgroßvater von Gust Biren hatten Pferde gezüchtet. Neben ein paar Reitpferden standen auch stets 20 Ardenner im Stall. Heute betreibt die Familie einen großen Reiterhof mit weitläufigen Stallungen, zwei Reithallen und Außenanlagen. Das zweite Standbein sind inzwischen „Ammenkühe“, Kühe also, die nicht zum Zwecke der Milchproduktion gehalten werden und den größten Teil des Jahres mit den Kälbern auf

der Weide verbringen. Die Familie gehört zu den ersten Bauern im Land, die die Limousin-Rasse eingeführt haben. Und ihre Zucht ist erfolgreich. In einem neuen Stall stehen jetzt im Winter 100 Mutterkühe mit Kälbern und Jungvieh.

Der Betrieb Biren verdankt seinen Fortbestand, wenn man so will, einem Unglück, einem Brand im Jahr 1960, der einen Teil des alten Hofes zerstört und die Umsiedlung an den Dorfrand nötig und möglich gemacht hatte. Aber auch der feste Wille des Hofinhabers, Bauer zu sein und zu bleiben, spielte hierbei eine bedeutende Rolle. Dieser Entschlossenheit haben die Stadtnähe und die modernen Zeitläufte nichts anhaben können.

Für Edmond Biren kam nichts anderes in Frage, als Bauer zu sein, und dies obwohl

er die Höhere Schule besucht hatte, sein Bruder eine Ingenieurslaufbahn einschlug, und seine Schwestern sich mit Städtern verheirateten. Und diese bäuerliche Selbstgewissheit gab er unerbittlich an die nächste Generation weiter. Gust und seine sieben Geschwister – fünf Mädchen und zwei Jungen – mussten „zu Hause bleiben“ und auf dem Hof arbeiten, um dann, mit Ausnahme des Hoferben, auch in einen Bauernbetrieb einzuheiraten.

Gust Biren hat sich dem väterlichen Wunsch offenbar gerne gefügt und ist Bauer geworden – die Stadt und ihre Möglichkeiten haben ihn nicht verlockt. Auf die sonntäglichen Vergnügungen mit seinen Jugendkameraden, unter denen keine weiteren Bauern waren, habe er oft verzichten müssen, da er nachmittags im Stall gebraucht wurde. *„Das war eben so. Da ist nicht lange drüber diskutiert worden.“* Die Schwestern haben sich weniger willig in die Pläne des Vaters geschickt; und mehrere von ihnen sind nach Jahren der Arbeit im Familienbetrieb dem Bäuerinnenlos glücklich entronnen, eine durch den Eintritt in einen katholischen Orden.

Es war Juliette Mankel-Biren, einer der fünf Töchter, bei anderer Gelegenheit wichtig zu betonen, dass ihnen trotz der harten Arbeit auf dem Hof das städtische Leben, wenn sie nur wollten, offenstand. Am Kühemelken tagaus tagein führte kein Weg vorbei, war das aber getan, durften sie abends in die Stadt – zum Beispiel ins Konzerthaus, um Karajan zu hören! Gegen Kultur und städtische Lebensart hatte der Vater nichts einzuwenden, solange jeder seine Arbeit machte. Die Stadt stellte ein Tor zur Welt dar: Hier lernten die Birentöchter Lehrerinnen oder Musikerinnen kennen, Menschen aus anderen Ländern, die es nach Luxemburg verschlagen hatte.



Guy Hoffmann



© Photothèque de la Ville de Luxembourg

Lonkecher Strooss (1962)

Aber auch der Hof selbst war ein Ort, an dem Menschen von überall zusammenkamen: zum Beispiel junge Nonnen aus Kongo-Brazzaville, die von der ältesten Tochter zu ihrer Familie geschickt wurden; oder junge amerikanische Farmerinnen, die über das Austauschprogramm IFYE (*International Farm Youth Exchange*) nach Luxemburg kamen.

Der Wunsch, Bauer zu sein, wurde offensichtlich auch noch an die nächste Generation weitergegeben, wenngleich hier von einem strengen väterlichen Regime nicht mehr die Rede sein kann. Im Gegenteil: Der jüngere Sohn, Tom Biren, der die Ackerbauschule absolviert und danach auf Wunsch des Vaters auch noch eine Ausbildung zum Metzgermeister gemacht hat, ließ sich nicht überreden, die ihm ange-

botene Stelle als Prof am Lycée Technique anzutreten. „*Ich habe ihm gesagt: ‚Dann geh doch nur, dann führen wir das hier als Hobby weiter‘. Er wollte nicht.*“ Als Tom bald merkte, dass ihm die Arbeit über den Kopf zu wachsen begann, überzeugte er seinen älteren Bruder André, der in Wien Landwirtschaft studierte, zu ihm auf den Hof zurückzukommen. Nun teilen sich beide die Verantwortung für das Familienunternehmen: André ist zuständig für die Limousin-Zucht, und Tom kümmert sich um den Reitstall, die hauseigene Metzgerei und den Hofladen, in dem das selbstproduzierte Rindfleisch und noch andere Erzeugnisse verkauft werden.

Die beiden Brüder haben sich den heutigen Bedürfnissen ihrer städtischen Nachbarn angepasst. Die lagern keine Kar-

toffeln mehr ein, halten aber vielleicht ein Reitpferd oder wollen Polo spielen. Und der eine oder andere legt Wert auf ein ordentliches Stück Rindfleisch, das er direkt beim Produzenten kaufen kann.

Wie es mit dem Betrieb weitergehen wird, steht dennoch in den Sternen. „*Man müsste weiter wachsen, aber das ist in Stadtnähe unmöglich. Wenn noch eine nächste Generation den Betrieb fortführen will, müssen wir noch eine neue Nische auf tun.*“ Eine spezielle Ursache ihrer Zukunftssorgen sind die geplanten Treibstofflager, die schon bald in einem Wanderer, der von Merl den Weg nach Westen nimmt, dieselben Empfindungen auslösen könnten wie vor 100 Jahren die Belairer Neubauten im Autor des „Abreißkalenders“. Die Treibstoffsilos sollen in unmittelbarer Nachbarschaft des Hofes emporwachsen, auf Flächen, die die Familie heute bewirtschaftet. Aber auch die kleinen Veränderungen erschweren den städtischen Bauern das Leben. Während sie und ihre Tiere früher den Autos Platz machen mussten, geht es ihren Nachbarn und den Stadtplanern heutzutage darum, Autos fernzuhalten, landwirtschaftliche Nutzfahrzeuge eingeschlossen. Bestimmte Ecken Merls wurden „beruhigt“ und auf diese Weise – aber nur optisch – wieder dörflicher gemacht. „*Die Rue des Aubépines wird immer schmaler, sodass wir kaum mehr mit den notwendigen Gerätschaften auf die Felder bei der Aarler Straße gelangen.*“ Und die Tram, mit der man abends in die Philharmonie fahren könnte, gibt es auch nicht mehr.

Elisabeth Boesen  
(unter Mitarbeit  
von Sophie Neuenkirch)



Guy Hoffmann